

Das Blatt der Frau

Wöchentliche Beilage der Oberhessischen Volkszeitung

Nummer 4

Gießen, Freitag den 30. Januar 1914.

6. Jahrgang

„Im Reich gibts Sturm“ . . .

Auf der ganzen Linie der Arbeiterfeinde bereitet man sich gegenwärtig vor, einen der bösesten Feldzüge gegen die organisierten Arbeiter und ihre Verbände zu unternehmen. Gutbezahlte und besessene Geschäftsführer und Agenten von Unternehmer- und Industrieverbänden sammeln Material, tragen einen Haufen von meistens schamlos erfundenen Schandgeschichten zusammen, halten Reden, lancieren Artikel in die Presse, suchen mit allen Mitteln in der Öffentlichkeit die Meinung zu erwecken, daß die nicht gewerkschaftlich organisierten Arbeiter nicht genügend geschützt sind und in der verruchtesten Weise von der organisierten Arbeiterschaft tyrannisiert und geschädigt würden. Der Zweck dieses habschaftlichen Verleumdungsfeldzuges ist, vom Reichstag neue Strafgesetze gegen die Gewerkschaften zu erzwingen, damit diese in ihrer Tätigkeit gehemmt und ganze Scharen gewerkschaftlich organisierter Arbeiter in die Gefängnisse gebracht werden können.

Auffälligerweise wird diese ganze Hege nicht einmal von den unorganisierten Arbeitern inszeniert, die angeblich geschützt werden sollen; die fühlen sich vollkommen sicher. Selbst die total verklumpten und unmoralischsten Subjekte, deren es in nicht geringer Zahl unter den sogenannten Arbeitswilligen gibt, sind völlig überzeugt, daß sie sich ungestraft alle nur möglichen Uebergriffe erlauben dürfen. Stammt doch von einem dieser Elemente das Wort: „Wir Arbeitswillige können einen totschlagen!“ Und tatsächlich ist zweien solcher Arbeitswilligen, von denen einer in Burg b. Magdeburg einen Arbeiter erschoss, der andere in Stettin einen streikenden Arbeiter erstach, vom Gericht kein Härchen gekrümmt worden. Auch die in „Christlichen“ und Hirsch-Dunckerischen Gewerkschaften organisierten Arbeiter rufen nicht nach diesem verschärften Schutz. Sie sind sich ebenso wie die unorganisierten „Arbeitswilligen“ völlig bewußt, daß die bestehenden Gesetze und die Behörden, die, wenn es gegen die freiorganisierten Gewerkschaften geht, ganz auf ihrer Seite stehen, mehr als genügen, um sie gegen wirkliche Uebergriffe zu schützen. Nein, die Auser im Streit, die sich als die Schützer der Arbeitswilligen aufwerfen, sind die Beauftragten der Unternehmer und ihrer Verbände, jener Leute und Organisationen, die selber durch Aussperrungen kalten Blutes Zehntausende von Arbeitswilligen aus Arbeit und Brot stoßen oder durch schwarze Listen von Ort zu Ort, von Betrieb zu Betrieb hegen, jener Leute, die nichts davon wissen wollen, daß die Hunderttausende ehrenhafter Arbeitswilligen, die durch die Krise arbeitslos gemacht sind, durch eine staatliche Arbeitslosenversicherung geschützt werden sollen. Diese Leute, die an und für sich durch ihren Reichtum und ihr wirtschaftliches Uebergewicht, schon eine ganz andere Macht als ein Arbeiter darstellen, sind selber fest organisiert und alles andere als zimperlich gegen diejenigen ihrer Klostergenossen, die sich nicht gutwillig der Unternehmerorganisation anschließen wollen. Sie besinnen sich keinen Augenblick, diese unorganisierten Unternehmer durch Drohmittel und geschäftliche Schädigungen in die Unternehmerorganisation hineinzuzwingen. Diese

Leute, die in ihren eigenen Reihen in der unverkürztesten Weise terrorisieren, die rufen jetzt nach Schutz der Arbeitswilligen! Und sie berufen sich dabei auf Streikerzesse, für die, soweit welche vorgekommen, sie selber das größte Verschulden trifft, weil sie häufig genug das verklumpte Streikbrechertum in Fabrik und Werkstatt unterbringen und ausdrücklich zu Gewalttätigkeiten anreizen, dadurch, daß sie sie mit Waffen gegen die Streikenden ausrüsten.

Im preussischen Abgeordnetenhaus hat der alte Hasser der Arbeiterschaft, der Freiherr von Zedlitz, bereits erklärt: nicht prinzipiell und scharf genug könne die schädliche und verwerfliche Arbeitslosenversicherung bekämpft werden, ein viel besserer Schutz der Arbeitswilligen müsse angestrebt werden, die Straßen und Plätze müssen bei Streiks freigehalten (die Streikposten verhaftet), die Gewerkschaften zivilrechtlich haftbar gemacht werden: nicht neue Rechte für die Arbeiterschaft — „die Arbeiterklasse hat mit dem Reichstagswahlrecht schon weit mehr Recht, als ihr gebührt.“ „Im Reich gibts Sturm, wir stehen vor schweren Kämpfen!“

Diesem alten Hezer hat der als genau so arbeitserfindlich bekannte Polizeiminister in Preußen, v. Dallwitz, erwidert, daß alle die gewünschten scharfen Weisungen an die Polizeibehörden zum Vorgehen bei Streiks bereits ergangen sind, daß überall Polizeiverordnungen bestehen, ähnlich wie bei den letzten Streiks im Rheinland (Bergarbeiter, Färber in Cresfeld) vorzugehen. . . .

„Im Reich gibts Sturm, wir stehen vor schweren Kämpfen!“ — das Stimmungsbarometer der Herrschenden weist darauf hin. Gut, beim Sturm ist ein wesentlicher Faktor die Macht der Zahl. Wenn unsere Gewerkschaften und die Partei die Zahl der Massen zum Kampf aufrufen, um im höchsten sittlichen Protest den Herrschenden zuzurufen: Die Hände weg von unsern einzigen Rechten! dann wollen wir Frauen nicht fehlen. Wir müssen erkennen, daß die schwere Gefahr, die dem Koalitionsrecht droht, direkt die Existenz und die Lebenshaltung unserer Familie bedroht.

Wenn es also gilt, der entfesselten, zügellosen Volksfeindschaft im Sturm die besseren Kräfte des Volkes entgegenzuwerfen, dann wollen wir Frauen nicht beiseite stehen!

Die Fortschritte in der Schulspeisung.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß die Ernährung der Schulkinder, insbesondere in den Städten der Industriebezirke, eine mangelhafte ist. Der Erfolg des Schulunterrichts wird damit sehr oft in Frage gestellt. Vor allem bringt aber auch die ungenügende Ernährung schwere Gefahren für die körperliche Entwicklung der heranreifenden Jugend mit sich. Es liegt daher ein erhebliches öffentliches Interesse vor, die Speisung von Kindern armer, erwerbstätiger Eltern zu fördern. Es empfiehlt sich, nicht nur die schlecht genährten Kinder zu speisen, sondern im Interesse des Kindes auch diejenigen, die durch Vernachlässigung der Familie heruntergelassen sind. Die bisher durch private Wohltätigkeit ins Leben gerufenen Einrichtungen von Schulspeisungen sind nicht umfassend genug, um die vorhandenen Mängel zu be-

festigen. Es müssen unter allen Umständen die Kommunen und wo möglich auch der Staat helfend eingreifen.

In Deutschland ist auf diesem Gebiete bis jetzt verhältnismäßig wenig geschehen. Irgend welche gesetzliche Bestimmungen, die die Angelegenheit regeln, bestehen bis jetzt noch nirgends. Was geschehen ist, geschah meist auf Anregung der privaten Wohltätigkeit hin und beschränkt sich auf eine Anzahl großer Städte. In München bestehen eine Anzahl Suppenküchen, die jährlich rund 500 000 Portionen Suppe an Kinder verabreichen. In Hamburg wird die Schulspeisung vom „wohlthätigen Schulverein“ betrieben, an dem die Armenverwaltung beteiligt ist. Auch in Berlin erhält der Verein zur Speisung armer Schulkinder eine städtische Unterstützung, aber nur in Höhe von etwa 5000 Mark. Der Verein stellt den Direktoren die Mittel zur Verfügung, um armen Schulkindern ein Frühstück gewähren zu können. Für die Mittagspeisung hat der Magistrat mit dem Verein für Volksküchen einen Vertrag geschlossen, wonach dieser gegen eine städtische Beihilfe von 11 Pfg. pro Portion an Kinder, die von der Stadt zugewiesen werden, ein Mittagessen verabsolgt. In Charlottenburg werden jährlich rund 650 Kinder gespeist. Die Kosten betragen etwa 32 000 Mark. In Chemnitz sind 1500 Mark in den städtischen Etat eingestellt, um bedürftigen Kindern ein warmes Frühstück zu gewähren. In Dresden werden dem Verein zur Speisung bedürftiger Schulkinder seit dem Jahre 1910 städtische Beihilfen von jährlich 15 000 Mark gewährt. Frankfurt a. M. gibt für Schulkinderfrühstücke jährlich 10 000 Mark aus, Stuttgart 40 000 Mark. In Leipzig werden den Kindern bedürftiger Arbeitsloser während dreier Wochen warme Milch mit Brötchen und Mittags eine kräftige Speise geliefert. Mannheim und Hannover haben ebenfalls je 10 000 Mark zur Schulspeisung im Etat bereit gestellt. In Karlsruhe hat die Stadtverwaltung dem Frauenverein die Organisation übertragen, der die Selbstkosten mit 18 Pfg. pro Portion erstattet bekommt. Ähnliche Einrichtungen bestehen in Gleiwitz, Danau, Birtch, Osnabrück, Rittau, Eibau, Rummelsburg, Peine usw.

Werfen wir einen Blick auf das Ausland, so finden wir, dort teilweise weit bessere Einrichtungen. In England besteht seit 1906 ein Schulspeisegesetz, das im Jahre 1911 von 123 Gemeinden durchgeführt wurde. Im Jahre 1910 wurden ohne London 120 000 Schüler gespeist; die verzehrten Portionen näherten sich der neunten Million. In London selbst stieg die Zahl der gespeisten Schüler von 38 000 im Jahre 1908 auf 115 000 im Jahre 1910, die der verteilten Portionen von 144 000 auf 9 139 000. Insgesamt erhielten rund 228 000 englische Kinder 16 299 000 Mahlzeiten im Jahre 1910. Die öffentlichen Zuschüsse dazu betragen 3½ Millionen Mark. Alle beteiligten Stellen sind einzig über die außerordentlich glänzenden Erfolge der Einrichtung. In Frankreich gehört die Schulspeisung sogar in den kleinen Dörfern zu den Wesenheiten der Volksschule. In Paris ist seit 1882 die Speisung bedürftiger Schulkinder obligatorisch. Die Stadt besitzt 380 Schulkantinen für 588 Schulen; im Jahre 1909 wurden an 38 500 Kinder fast 8 Millionen Mahlzeiten verteilt. Der städtische Zuschuß beträgt annähernd 1 Million Mark. Im Jahre 1909 hatte Frankreich (ohne Paris) in 54 seiner 88 Departements 2367 Kantinen und speiste 148 000 Schüler. Drei Fünftel der Kantinen sind direkte kommunale Einrichtungen, die anderen beiden Fünftel werden teilweise öffentlich unterhalten. Nach der französischen Schultheorie muß jedes bedürftige Kind eine warme Mittagsmahlzeit erhalten. Niemals darf die Schulspeisung als Wohlthat gelten.

Holland ermächtigte mit der Einführung der Volksschulpflicht die Gemeinden im Jahre 1900, Schüler zu speisen und zu kleiden, sofern die Nahrungsnot oder der Kleidermangel vom regelmäßigen Schulbesuch zurückhält. Im Jahre 1907 wurde die Einrichtung in 137 Städten durchgeführt. In der Schweiz ist die Schulspeisung ebenfalls gesetzlich geregelt; in einigen Kantonen ist sie sogar obligatorisch. Sehr verbreitet ist die öffentliche Schulspeisung in Italien. In Mailand erhalten täglich 17 000 (88 Prozent sämtlicher) Schulkinder warme Mittagkost; davon 20 Prozent unentgeltlich. In Rom, Genua, Padua, Venedig beteiligt sich die Hälfte aller Schüler an den überwiegend unentgeltlichen Mahlzeiten. Die Gesamtausgaben von 44 Städten betragen rund 1 Million Mark. In Amerika sind die Einrichtungen noch äußerst verschiedenartig. Vielfach sind Gelegenheiten geschaffen, daß sich die Schüler in der Schule selbst die Mahlzeiten bereiten oder wenigstens mitgebrachte Speisen wärmen.

Die gegenwärtige wirtschaftliche Krise sollte auch den deutschen Gemeinden Anlaß geben, sofort Maßnahmen zu treffen, um die Schulspeisung armer Kinder weiter auszugestalten. Sonst bleibt Deutschland in allen Kulturangelegenheiten hinkend zurück.

Der Bevölkerungsüberschuß steigt wieder!

Das Jahr 1911 war ein Schreckschuß für die deutschen nationalen Politiker. Die Geburtenrate hatte ihre nun schon seit Jahren sinkende Tendenz beibehalten; gleichzeitig war aber der Rückgang der Sterberate, der bis dahin jenen Rückgang der Geburten mehr oder weniger aufgehoben hatte, zum Stillstand gekommen, sodaß der Geburtenüberschuß mit einem Male einen gewaltigen Abstoß erfuhr. Er sank von 873 113 Personen oder 13,62 pro 1000 der Bevölkerung auf 739 945 oder 11,32 pro 1000 der Bevölkerung. Damit rückte für gewisse Leute das drohende Gespenst eines Bevölkerungsstillstandes und schließlich Rückganges in greifbare Nähe. Unzählige Federn wurden in Bewegung gesetzt, um die Ursache des Uebels zu ergründen und in buntschöner Mannichfaltigkeit reichte sich Vorschlag an Vorschlag, wie man am besten dem Uebel Einhalt tun könnte. Aber noch ehe irgend einer von diesen Vorschlägen praktische Gestalt angenommen hatte, haben sich die Verhältnisse ganz von selbst gebessert. Was schon aus den Veröffentlichungen einiger Einzelstaaten über die Bevölkerungsvermehrung des Jahres 1912 hervorging, das wird jetzt durch die in dem soeben herausgekommenen Vierteljahrsheft zur Statistik des Deutschen Reiches mitgeteilten Ziffern für das ganze Reich bestätigt: Daß nämlich das Jahr 1911 infolge seines die Säuglingssterblichkeit begünstigenden heißen Sommers ein Ausnahmehjahr darstellte und daß die normale Entwicklung der Bevölkerungsbewegung bis jetzt absolut keinen Anlaß gibt, besonders schwarz in die Zukunft zu sehen.

Zwar hat auch 1912 eine weitere kleine Abnahme der Geburtenrate gebracht. Ihre Ziffer sank von 1 927 039, oder 29,48 pro 1000 der Bevölkerung, auf 1 925 883, oder 29,12 pro 1000. Gleichzeitig sank aber auch die Zahl der Gestorbenen von 1 187 094, oder 18,16 pro 1000, auf 1 085 996, oder 16,42 pro 1000, und erreichte damit einen Tiefstand, wie ihn noch kein Jahr vorher, auch nicht das bis dahin günstigste Jahr 1910 (17,09 pro 1000) aufzuweisen hatte. Infolgedessen stieg der Geburtenüberschuß von 739 945 = 11,32 pro 1000 auf 839 887 = 12,70 pro 1000. Wenn er damit auch hinter dem Geburtenüberschuß der vorhergehenden 17 Jahre zurückbleibt, so steht er damit doch noch ebenso hoch resp. höher wie in den ersten zwei Jahrzehnten nach der Reichsgründung, wie folgende kleine Tabelle erweist.

Es kamen auf je 1000 Einwohner			
im Jahresdurchschnitt	Geburten	Todesfälle	Geburtenüberschuß
1873/82	40,65	28,02	12,63
1883/92	37,98	26,06	11,92
1893/1902	37,11	22,68	14,43
1903/1912	32,49	18,90	13,59

Hoffentlich werden diese statistischen Ergebnisse nicht verfehlen, die erregten Gemüter etwas zu beruhigen. Zu bemerken ist ferner noch, daß die Zahl der Totgeborenen einen kleinen Rückgang (von 2,95 pro 100 Geburten auf 2,93) erfahren hat. Dagegen ist die Rat der unehelich Geborenen wieder um eine Kleinigkeit gestiegen. Es wurden 1912 183 857 = 9,55 Prozent unehelich geboren gegen 177 056 = 9,19 Prozent in 1911. Die uneheliche Geburtenrate hat damit seit 1872 ihren höchsten Stand erreicht; ihren niedrigsten hatte sie im Jahre 1903 mit 8,33 Prozent.

Heimkehr.

Eine Skizze aus dem Hergaberge.
Von Leo Kolisch.

Den dämmernden Winterwald hinan schreitet schwankend und mühselig ein Mann. Bitterkalt ist's. Aber dem bergan kämpfenden steht der Schweiß in großen, klaren Tropfen auf der Stirn und sein Atem geht krampfhaft. Trotz aller Anstrengungen bleibt sein höheres Gesicht bleich; nur Ohren und Nasenspitze glänzen schlierunheimlich blaurot. Der hartgefrorene Schneepfad kreischt und

knirscht unter dem langsamen Fuß des Wanderers, und hin und wieder, wenn er ausruhend einen Stamm umklammert, schütteln die aus dem Schlaf geweckten Nester einen unwirlichen Flodenzwirbel herab auf der Stürer, der da ächzend, hustend, nach Luft ringend, unter ihnen steht. Der aber achtet nicht darauf, noch auf all die Schönheiten des winterlichen Bergwaldes. Die abenteuerlichen Kleider der raubbereiften Bäume, die phantastischen Eisgebilde, die von überhangenden Felsen, herniederletern, das unendlich gedämpfte Murmeln des Waldbaches, der irgendwo in der Nähe, tief unter Schnee vergraben talab fließt; das geheimnisvolle Knacken und Knattern ringsum, wenn einfrzierendes Baumgädder seine Gelenke sprengt, der rührend ängstliche Ruf irgend eines Wintervögels, das vielleicht vom Dabicht bedroht ist; all das scheint den Mann nicht tiefer zu berühren als jenes hungernde Reh, das eilig durchs dürre Gezweig brechend, der Futterstelle zustrebt.

Wieder leucht er bergan, Schritt um Schritt, und weiße Nebelwölkchen, von seinem Atem erzeugt, schweben vor ihm her. Es ist Samstag und er geht heimwärts, den Lohn der Woche in der Tasche. Und um das ach so dürftige Geldtäschchen im Hosensack kramt sich zornig und schmerzverfüllt seine Hand. Es ist wenig, so wenig! Und doch ist es vielleicht das letzte Geld, das er verdient. Da hat er nun fünfzehn Jahre am Schleifstein gelesen, hat sich die Finger blutig geschunden und die Augen müde geschaut. Und jede feingefühlte Wale, jedes blinzelnde Flacon, jeder plügender Glasring hat ihm ein Zellen seiner Nerven mit weggeholt. Nun ist er fertig. Heute hat er sich krank gemeldet und morgen wird er sich hinlegen. Bieviel Wochen wirds dann wohl noch dauern mit ihm? Was wird dann sein Weib machen und wie wirds seinem Kind gehn? Seine Toni wird, jung ist sie ja noch, wieder heiraten. Franzbauers-Kudwigs-Anton hat ja noch immer ein Auge auf sie. Aber das Kind, sein lieber Junge, der wird dann überzählig sein. Ueberzählig in der zartesten Jugend, wie sein Vater mit seinen fünfundsiebzig Jahren. . .

So hat der Glaschleifer, in namenloser körperlicher und seelischer Qual die Höhe gewonnen und sein Tal liegt vor ihm. Sein Tal! Er würde lachen, wenn er nicht noch rechtzeitig bedächte, daß ihm das zu nichts helfen würde als zu einem neuen Hustenanfall. Sein Tal! Da liegt es mit all seinen kleinen Häuslein, die wie Kruppenfiguren gegen die schwarzgrünen Waldmassen vorrücken, mit seinen Glaschleifereien und den vielen eisglänzenden Zeichen, mit den Glasfabriken, deren hohe, rotglühende Fenster herrliche, grelle Lichter auf die Schneedecke schleudern. Ein Tal, seine schönen Berge! Die haben ihn festgehalten und festgehalten, bis die von seinen Vätern ererbte Arbeit ihn aufgefressen hatte. . . Ob er noch einmal in die Pilze wird gehen können? Ob er die nächsten Heidelbeeren sehen wird? Wenn er doch noch den nächsten ersten Mai erleben würde! Ob er wenigstens Ostern schauen wird? Wenn er nur noch zur letzten Fasching noch da wäre! So jagen sich seine Wünsche. Ein neuer Hustenanfall durchkramt ihn. Was ist denn das für ein Propfen im Hals? Vielleicht, wenn er den ganz heraus-husten kann, ist ihm auf lange besser. Und er hustet.

Nun ist ihm leichter, aber auch mit seiner Kraft ist's vorbei; er muß sich setzen. Nicht auf lange, sagt er sich, denn in der Kälte sitzen ist gefährlich; aber er ist so müde. Dort auf dem Stein wird sich's ganz gut tun; von ihm aus sieht er auch sein Häufel liegen, und die beiden kleinen Fenster blinken grüßend zu ihm hinauf. Sein Häufel! Es hat ja bloß eine Stube und den Stall und der sieht leer. Aber es ist sein Haus. Wenn er das nicht gehabt hätte, wäre er längst schon fortgezogen, so schön es auch in den Bergen der Heimat war.

Sein Häufel! Er hat niemanden, dem er es vererben könnte als die Frau und den Jungen. Schuld ist auch drauf, weiß doch schon so oft schlecht gegangen ist mit der Gesundheit und dem Verdienst. Wenn er heim kommt, will er es gleich schriftlich machen, daß das Häufel dem Jungen gehört. Denn seine Toni wird sich doch bald einen anderen mit ins Häufel nehmen, wenn er dort drüben liegen wird am anderen Abhange, wo die hohen Fichten über die Friedhofsmauer herübernickten und denen drunten zurauschen: Nun gehört ihr ganz uns!

Aber, er war noch nicht tot. Im Gegenteil, jetzt war ihm auf einmal so wohl, so warm, so leicht. Nun wollte er aber rasch nach Hause, seiner Toni erzählen, wie frisch er sich fühle.

Wie rasch das ging. Und wie schön nun doch das alles um ihn war, die weiße, reine Silberdecke, die munteren Hockerpärchen, die dort von der jenseitigen Bergstraße herabkamen, die vielen Lichter im Tal, welche wie fröhliche Kinderaugen in die hereinräuchernde Mondnacht blinkten. Und schon war er zu Hause. Wie liebevoll ihn die Toni heute ansah, wie freudestrahlend sein Junge sich an seine Knie hing. Nein, er wollte doch wieder arbeiten gehen am Montag. Oder vielmehr Dienstag, Montags wollte er blank machen, weiß ihm jetzt um so viel besser ging. Ein tiefer Atemzug entrang sich ihm.

Und plötzlich fühlte er, wie etwas in ihm nach oben drängte, dem Kopfe zu. Ein süßer Geschmack stieg ihm im Halse empor, legte sich auf seine Junge und dann quoll es heiß und schwer über seine Lippen. Eine harte Hand drückte ihm auf Stirn und Augen, ihm schwindelte, er fiel, fiel fiel; alles um ihn war dunkel, nur zwei rote Näder, und in jedem ein blauenstehender Stern, tanzen vor ihm her. Seine Toni schrie etwas, der Junge rief: Pappa, soll od' un! dann nichts mehr.

In später Nacht fanden zwei Heimkehrende einen toten Mann am Wege. Er lag neben jenem Stein auf der Bergabse, wo der

Beg sich talab ins Dorf neigt. Ein stilles Köcheln ruhte auf dem blauweißen, eingefallenen Gesicht des Glaschleifers, und graulich bohrte sich neben das friedvolle Antlitz ein großer, herzförmiger, grellroter Fleck in das frische Weiß des Bergschnees.

Um dieselbe Zeit fraate in einem Häuschen drunten im Tal eine schlaftrunkene Jungensstimme: „Mamma, kommt denn d'r Pappa ne bale heim?“

Und eine leise bebende Jungweiberstimme beschwichtigte: „Bis od' stöle, a word eigelehrt sein. A word wult bale heim kumm!“

Und dann kam er heim.

Aus Welt und Leben.

Hausfrauen Sorgen vor 100 Jahren.

Die Erinnerungsfeiern an das Jahr 1813 haben uns tief hineingeführt in das Leben und Streben dieser Zeit. Da ist es gewiß von Interesse, auch die kleinen Sorgen des Haushaltes der damaligen Menschen nicht zu vergessen, und gern werden unsere Frauen hören, wie die bürgerliche Hausfrau vor 100 Jahren wirtschaftete. Unendlich einfach und anspruchslos waren Küche und Keller damals bestellt. „In Mittag“, sagt Gustav Freitag in seinen Erinnerungen, „gab es nur ein Gericht, am Abend erhielten die Kinder selten Fleisch häufig Wasseruppe, die die Mutter durch Wurzeln oder einen Milchzusatz schwächer machte. Wein wurde nur aufgesetzt, wenn ein Besuch kam.“ Fleisch gab es mittags nur in reicheren Familien. Einen wichtigen Teil der Nahrung bildete das ganze Jahr hindurch das „Schlachterel“, das durch das Schlachtfest im Winter gewonnen wurde. Oft ging diese Schlachterel auf offener Straße vor sich; gute Freunde durften an der „Wurstsuppe“ teilnehmen. „Das gab für Alt und Jung im Hause ein fröhliches Fest“, erzählt Gustav Klemm in seinen Erinnerungen, „auf das man sich lange vorher freute. Auf dem Herde brannte ein gewaltiges Feuer unter dem großen Kessel, worin erst das Wellfleisch und dann die Würste gekocht wurden, die dann zum Teil mit den Schinken und Speckseiten in der Rauchkammer auf dem Oberboden aufgehängt wurden. Verwandten und Freunden sendete man dann Wurstschüsseln. Nächstem wurden von wohlhabenden Familien in den Städten auch Vorräte von Rindfleisch in Fässer eingelegt, denn auf Vorrat ward sehr gehalten, da man nicht wie jetzt in den Fleischladen senden und das Gewünschte sofort herbeiholen lassen konnte.“ Auch Bäckereien waren in kleineren Städten noch eine Seltenheit. Die Hausfrau pflegte das Brot selbst zu backen, und nur, wenn es etwas Außerordentliches zu bereiten galt, etwa einen Baum- oder Stangenkuchen, ließ man eine Kunstverständige ins Haus kommen, der alle Zutaten an Mehl, Butter, Eiern usw. genau zugewogen wurden. Trockenbrot war das gewöhnliche; „belegte Butterbrötchen“ düngten als ein unerhörtes Luxus, und Kuchen gab es nur bei seltenen Festen. Die Kinder erhielten als Delikatessen „Russtullen“ und „Schrupfemeln“, die heute wohl so ziemlich verschwunden sind. Nicht minder wichtig als das Schlachten war das Einmachen der Gemüse und Früchte, die man noch nirgends in Läden kaufen konnte. „Freilich war die Kunst“, erzählt Otto Währ, „in geschlossenen Blechbüchsen aufzubewahren, noch ganz unbekannt. Weißkraut (Sauerkohl), Gurken, „Strünke“ (geschnittene Stengel von Sommerendivien) und „Schnipfelbohnen“ wurden mit Salz und Pfeffer eingemacht und fanden im Keller ihren Platz. Von Früchten wurden Kirchen, Heidelbeeren und Zwetschen eingekocht und in der Speisekammer aufbewahrt. Preiselbeeren galten für ein sehr luxuriöses Obst und kamen in bürgerlichen Haushaltungen nicht vor.“ Ihre Weisheit schöpfte die Hausfrau gewöhnlich aus einem schon von der Großmutter überkommenen handschriftlichen Kochbuch, das sie wie ein Heiligum bewahrte und in das sie sorgfältig neue Rezepte eintrug. Mehr als ein Dienstmädchen zu halten, galt für einen in Bürgerkreisen unerhörten Aufwand. Der wichtigste Tag in der Woche war für die Hausfrau vor 100 Jahren der Samstag, wo das „große Reinemachen“ stattfand. An diesem Tage wurde in wohlhabenden Bürgerfamilien zu Mittag nicht gekocht, sondern nur Kaffee getrunken. Das Reinemachen hatte eben noch eine ganz andere Bedeutung als heute und mag auch wohl noch intensiver gewesen sein.

Ein Frauenparadies. Ueber ein bisher fast gänzlich unbekanntes Volk, die Jant-Stämme in Sibirien, veröffentlicht der Missionsinspektor Dr. W. Canshner eine interessante Studie in den Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft zu Jena. Dieses in vieler Beziehung merkwürdige Volk bewohnt die Gebirgszüge, die sich dort

erheben, wo die Provinzen Kwangtung, Kwangsi, Kwangsi und Sannan aneinanderstoßen. Die Frau sind ein kriegerisches, nach eigenen Gesetzen lebendes Volk, unter das sich selbst die Chinesen nur selten wagen, und Leischners Studienreisen waren keineswegs ungefährlich. Interessant ist, was er über die Stellung der Frau bei den Frau erzählt. Sie ist dem Mann nicht unter-, sondern übergeordnet, sie steht ihm nicht nur gleich, sondern hat sogar größere Rechte als er. Mädchen und Frauen dürfen immer unter Männern sein und werden zuvorkommend behandelt. Es steht der Frau frei, den Mann, der sie nicht gut behandelt, zu verlassen. Sie sucht dann entweder im Hause ihrer Eltern oder in dem eines andern Mannes Zuflucht. Wenn auch der eigene Mann genau weiß, wo sie ist, hat er doch keine Macht, sie gegen ihren Willen zurückzuholen. Der Mann muß seiner Frau zu Gefallen leben, ihr alles kaufen, was sie will, sonst läßt sie ihn fort und erfreut zeitweilig einen andern Mann. Ausnahmsweise gibt es auch Ehepaare, die sich bis ins Alter trennen. Aber in den meisten Ehen ist selbstverständlich, daß der Gatte auch eine Geliebte, die Gattin auch einen Geliebten hat. Es kommt vor, daß die Frau ihren Eiesäbeo in das Haus ihres Gatten bestellt und in der Ausübung ihrer Freiheiten selbst auf die Anwesenheit ihres Mannes nicht Rücksicht nimmt; dieser darf den Eindringling nicht hinauswerfen, er muß ihn sogar noch bedienen. Auch kommt es vor, daß eine junge Frau ihren Mann verläßt, einige Wochen bei ihrem Liebhaber wohnt und dann wiederkommt. Ebenso erhält der Mann zeitweise Besuch von andern Frauen, manchmal sogar von zweien oder dreien auf einmal; diese nehmen in der Zeit ihres Besuchs am ganzen Haushalt teil. Eine Witwe, die kinderlos ist, darf eine Heirat auf kurze Zeit schließen; sie ladet einen Mann zu sich ein und trennt sich dann von ihm, wenn sie Erfolg merkt. Eine große Rolle spielt im Liebesleben der Frau der Gesang. Sind große Gesellschaften, zum Beispiel bei Hochzeiten, beisammen, so singen einzelne Frauen vierstimmige „Aufforderungen zum Tanze“, die an bestimmte Personen gerichtet sind. Der angefangene Mann antwortet dann in schönen Brusttönen zustimmend oder wartet schweigend ab, bis eine ihm erwünschtere Freierin sich an ihn wendet. Gegen den Willen oder ohne Aufmunterung einer Frau würde ein Frau niemals einer Frau näher zu treten wagen. Den Fremden sehen die Frau schon mit Hinsicht auf ihre Frauen mißtrauisch an. Ein Engländer, der das Volk einmal besuchte, mußte eilig flüchten, weil er mit seiner Kamera „die Seelen der Frauen fing“; diejenigen, nach denen der fremde Teufel mit dem schwarzen Kasten „geschossen“ hatte, liefen weinend zu jenen Männern und klagten über Schmerzen in der Herzgegend. Mit den Chinesen bekommen die Frau oft Streit; sie werden von den Chinesen mit Hinsicht auf ihre Moral kurzweg „Sun d e“ genannt.

Die Frau als Arzt. Im Pall Magazine liest man: In England ist die Ärztin bereits eine ganz alltägliche Erscheinung. Nicht weniger als tausend weibliche Namen stehen im britischen Arzteregister; London zählt davon allein 200, Brighton 10, Manchester 5. Fast alle Städte besitzen wenigstens eine Ärztin, und wo noch keine ist, herrscht ein dringendes Bedürfnis danach. Erstaunlich rasch haben sich die Doktorinnen das Vertrauen des englischen Publikums erobert. Die Frau aus dem Volke will von einer Frau behandelt werden, und so sind denn in zahlreichen Frauenkrankenhäusern Englands bereits Ärztinnen an leitende Stellen gerückt, so in dem Frauenhospital in London und in dem neuen Südlondoner Frauen-Krankenhaus, in dem Neuen Hospital von Euston Road, dem Lady Chichester-Hospital in Brighton u. a. Die weiblichen Ärzte Englands erfüllen nicht nur ihre praktischen Pflichten aufs trefflichste, sondern haben auch bereits bedeutende wissenschaftliche Leistungen zu verzeichnen. Ihr Studiumsgang ist der gleiche, wie der der Männer. Sie müssen zunächst durch ein Examen in allgemeinen Fächern, Englisch, Latein, Mathematik, Griechisch oder einer modernen Sprache, ihre Befähigung zum Besuch der Universität nachweisen, studieren dann 5—6 Jahre Medizin und müssen dann noch eine Probezeit im Krankenhaus ablegen.

Die amerikanische Hausfrau im Kampfe gegen die Teuerung. Die amerikanischen Hausfrauen haben resolut den Kampf bis aufs Messer gegen die beständig steigende Teuerung der Nahrungsmittel aufgenommen und wollen den Vorteil, den ihnen die neuen Tarifgesetze in Aussicht stellten, sich nicht durch die Truste, Zwischenhändler und Kleinhändler zunichte machen lassen. Die Händler erklären nämlich, daß, soweit sie in Betracht kämen, an ein Niedrigwerden der Preise nicht zu denken sei. Die 700 000 Mitglieder umfassende „Liga der Hausfrauen von Amerika“ will sich das aber nicht gefallen

lassen und hat eine Propaganda unter allen Hausfrauen des Landes organisiert, um mit allen Mitteln eine Verbilligung der Nahrung durchzusetzen. Besonders empört sind die Hausfrauen über die gewaltigen Preise der frischen Eier, von denen ein Duzend jetzt nicht weniger als 2,50 Mark kostet und vor Ende des Winters noch auf 3,50 Mark hinaufgehen soll. In den Küchlhäusern des Eiertrustes liegen aber allein im Staate Newyork nach den offiziellen Angaben 22 Millionen Eier, von denen das Duzend zu 75 Pfg. angekauft wurde. Jedes Mitglied der Hausfrauenliga und alle, die sich ihnen anschließen, sollen nun die Trusteier boykottieren, bis die Preise herabgesetzt sind, und hilft das nichts, dann will die Liga selbst von England, Deutschland und Oesterreich her Eier einführen, die zu einem billigen Preise abgegeben werden können. Der Kreuzzug der Hausfrauen gegen die Teuerung findet in ganz Amerika allgemeinen Beifall und die weitestgehende Anteilnahme.

Gesundheitspflege.

Ein Heilmittel gegen Verbrennungen. Als ein vortreffliches Heilmittel gegen Verbrennungen wird in der Münchener Medizinischen Wochenschrift von Dr. Bamberger (Kissingen) die gewöhnliche Soda empfohlen, wie sie in jedem Haushalt vorhanden ist. Die Anwendungsweise ist sehr einfach: man nimmt einen Kristall Soda, taucht ihn in Wasser und bestreicht die verbrannte Stelle einigemal. Die Wirkung ist frappierend, der Schmerz hört nach kürzester Zeit, oft momentan auf. Gelegenheit, sie zu prüfen, hatte Dr. Bamberger nur nach Verbrennungen ersten Grades. Bei Verbrennungen zweiten und dritten Grades empfiehlt er, Kompressen mit zehnprozentiger Sodalösung anzulegen; auch als Zusatz zum permanenten Wasserbade wäre sie zu versuchen. Rechtzeitig, das heißt sofort angewandt, scheint die Soda sogar die Blasenbildung zu verhüten; in einem Falle wenigstens blieb die mit Sicherheit erwartete Blase nach Verbrühung der Hand mit heissem, eben vom Herde weggenommenem Dettle aus. Wie diese Wirkung der Soda zustande kommt, vermag Dr. Bamberger ebensowenig anzugeben wie den Namen des Autors, der sie zuerst empfohlen hat; der genannte Arzt kennt das Mittel vom Hörensagen.

Für Haus und Hof.

Der Lehmeister im Garten und Kleintierhof (Hachmeister u. Thal, Leipzig). Inhalt der Nr. 4. Ueber die Verwendung unserer einheimischen Farnkräuter in Garten und Park. Von G. Müller, Fürstl. Obergärtner. M. Abb. — Der Fruchtgürtel. Von Walter Poenike, Delizisch. — Aus einem Kern gezogener Pfirsich. Von Hans Geyer, Reichenhall. M. Abb. — Die drei größten Feinde des Obstzüchters. Von Benator. M. Abb. — Petersilie. Von F. Steinemann. — Ein praktischer Baumhalter. B. R. Oppermann. M. Abb. — Der Zuchtstamm. Von G. Hoas. — Die Aufzucht von Schlachtgänsen. Von Frau Pf. Leibe. M. Abb. — Ein nächtlicher Räuber. Von Bruno Hoffmann. M. Abb. Die Kanarienhede. Von F. Rose. — Ist Luftpnot der Bienen eine Krankheit? Von Kreisbienenmeister Weigert. — Mein Kaninchenstall. Von F. Grieshammer. M. Abb. — Einige wichtige Winterarbeiten des Teichwirts. — Von R. O. Walther. — Kleinere Mitteilungen — Hauswirtschaft — Reinigungsaustausch — Kleintierarzt — Fragekasten — Feuilleton: Der weiße Hofe. (Fortsetzung.) Von Julius R. Haarhaus. — Ausstellungskalender — Unterrichtswesen Aus der Geschäftswelt.

kos. Ein praktisches Mittel gegen Hundegebell empfiehlt Prof. Selly. Es ist nicht leicht, Hunden zweckloses Bellen abzugewöhnen, namentlich wenn man Schläge vermeiden möchte. Nun kann man aber auch auf einem sehr einfachen Wege Hunde dazu bringen, nie zwecklos zu bellen. Sobald nämlich der Hund ohne ersichtlichen Grund zu bellen anfängt, bespricht man ihn mit einem ausgiebigen Wasserstrahl und wiederholt dieses Verfahren so oft es nötig ist. Man kann jedoch sicher sein, daß es nur weniger Wiederholungen der „Spritzkur“ bedarf, da der Hund außerordentlich rasch verstehen lernt, weshalb er bespricht wird, und von nun an gewiß nur dann bellt, wenn irgend eine Veranlassung dazu vorliegt. Da die Spritzmethode weder der Gesundheit schädlich noch schmerzhaft ist, kann sie auch schon bei jungen Hunden unbedenklich angewendet werden. Natürlich muß aber stets darauf geachtet werden, daß das Spritzen nur dann vorgenommen wird, wenn der Hund tatsächlich zwecklos bellt, hingegen niemals, wenn er durch irgend eine Ursache zum Bellen gewonnen wird.